

REZENSIONEN



Christine Krüger (2016)

Begegnungen mit dem Fremden. Interaktions- und Handlungsprozesse in entwicklungsrechtlichen Freiwilligendiensten

Kölner Wissenschaftsverlag, 260 Seiten,
Format: 21,0 x 14,5 cm, Preis: 29,00 Euro,
ISBN: 978-3-942720-861

Christine Krüger beschäftigt sich in ihrer Dissertationsschrift mit einem schulischen Handlungsfeld in Tansania, das im Kontext des *weltwärts*-Programms steht, beschränkt die Studie aber nicht auf dieses Programm und dieses Handlungsfeld. Im Fokus stehen konkrete Interaktions- und Handlungsprozesse zwischen Akteur*innen, die aus ihrer Sicht exemplarisch für Interaktionen und Handlungen auch in anderen internationalen, „außereuropäischen“ Freiwilligendiensten stehen könnten.

Christine Krüger geht es in ihrer Untersuchung 1.) um Erfahrungen, die Freiwillige und Mitarbeiter*innen in der Arbeit miteinander machen, 2.) um die Art und Weise der positionierenden Zuschreibungen, die in diesen Interaktionen erfolgen und 3.) um den Einfluss, den der „entwicklungsrechtliche und programmatische Kontext“ der Interaktionen auf die Handlungen der Akteure ausübt (S. 14 f.).

Für die Handlungsprozesse im untersuchten Feld erscheint die Herstellung gegenseitiger Fremdheit der Akteur*innen zentral. Dabei handelt es sich um eine Fremdheit, die der Herstellung bedarf und die nur als Konstruktionsleistung vor dem Hintergrund wirkmächtiger (global-)gesellschaftlicher Diskurse verständlich wird.

In einem ersten einführenden Kapitel diskutiert sie zunächst bisherige Studien zu Freiwilligendiensten. Im Weiteren stellt sie historische und vor allem kolonialgeschichtliche Bezüge her zwischen Globalem Norden und Globalem Süden im Generellen und zwischen Deutschland und Tansania, dem Kontext ihrer Untersuchung, im Speziellen. Vor diesem historischen Hintergrund lässt sich dann die Strukturierung ihres Untersuchungsfeldes besser begreifen.

Christine Krüger rekurreert im Sinne ihres Untersuchungsinteresses auf mikrosoziologische theoretische Zugänge und bringt dabei Struktur als objektivierte und/oder diskursive Rahmung von interaktiven Handlungen ins Spiel.

Diese theoretischen Bezüge werden von ihr in Hinsicht auf individuelle Identität diskutiert. Identität erscheint ihr dabei als andauernde Konstruktions- und Aushandlungsleistung im Zuge von interaktiven Alltagshandlungen, die von einer Kontingenz geprägt sind, welche es von Seiten der Akteure zu reduzieren gilt, um handlungsfähig zu werden. Christine Krüger diskutiert ihre theoretischen Bezüge auch vor dem Hintergrund von postkolonialen Perspektiven auf Identität sowie auf Kultur, Ethnizität und „race“. Sie deutet Identität im Anschluss daran zunächst poststrukturalistisch. In diesem Verständnis erscheint ihr Identität kontingent und widersprüchlich und alles andere als selbstbestimmt. Interessanterweise bleibt die Autorin aber dennoch – vor diesem Hintergrund nur bedingt nachvollziehbar – einem selbstbestimmten und lernfähigen Individuum verhaftet. Kultur, Ethnizität und „race“ kommen als (kontingente) Strukturkategorien ins Spiel, die den Akteur*innen interaktiv dabei helfen, Komplexität zu reduzieren.

Eine weitere wichtige Referenz für ein besseres Verständnis der Interaktionen sieht Christine Krüger im Konzept der „Postadoleszenz“ als einer Lebensphase, in der sich nahezu alle Freiwilligen verorten lassen. Diese ist geprägt durch eine „relative Entwicklungsoffenheit“

(S. 70). Sie stellt eine Art „Moratorium“ dar, in dessen Rahmen, „Spiel- und Freiräume ausgeschöpft und kreativ gestaltet werden können“ (S. 70). Es handelt sich um eine Such- und Orientierungsphase auf dem Weg zum „Richtig-Erwachsen-Werden“.

In methodischer Hinsicht arbeitet Christine Krüger ethnographisch und hier insbesondere mithilfe der teilnehmenden Beobachtung und „ero-epischer“ Gespräche (S. 82). Sie führte episodische Interviews mit fünf Lehrer*innen und drei Freiwilligen (ausnahmslos männlich) sowie drei Expert*inneninterviews mit Direktoren der untersuchten Schulen. Das hier generierte Datenmaterial wurde nach der Grounded Theory ausgewertet, um eine größtmögliche Offenheit für die im Feld entstehenden Themen und Konzepte zu garantieren.

Die Ergebnisse ihrer Untersuchung präsentiert Christine Krüger in den drei für sie zentralen – praxisorientieren – Kategorien „Konstruktion von Differenz“, „Beziehungsgestaltung in der Differenz“ und „Aushandlung von Differenz“.

Zentrale Begriffe, die alle drei Handlungsebenen durchziehen, sind die der „Fremdheit“ und der „Fremdheitserfahrung“. Damit ist ihr zufolge eine Fremdheit bezeichnet, die immer vom Eigenen ausgeht sowie gleichzeitig eine Abgrenzung von Anderen beschreibt. So muss zum einen die Kontingenz (Fremdheit) von Situationen von den Akteur*innen in Interaktionen reduziert werden. Dabei wird zum anderen aber Fremdheit gleichzeitig hergestellt.

Diese Reduktion und gleichzeitige Herstellung von Fremdheit findet vor dem Hintergrund derjenigen (Rollen-)Bilder statt, die den strukturellen Rahmen, in dem die Handlungen stattfinden, prägen – immer diffus und gleichzeitig klar vorhanden. Dies sind bspw. strukturelle Bedingungen der Schule, Hierarchien, wie sie in Nord-Süd Beziehungen angelegt sind, Privilegien im Rahmen des *weltwärts* -Programms auf Seiten der Freiwilligen und vieles mehr. Diese Rahmen sind als „immanente“ und „fortgeschriebene Konfliktlagen“ zu verstehen, die im täglichen Miteinander auf eine bestimmte Art und Weise bewältigt werden müssen. Sie bilden Ressourcen, auf die die Freiwilligen in entsprechenden Situationen zurückgreifen können, um sich bspw. als Expert*innen zu inszenieren, als Lerner*innen zu beschreiben und sich selbst in einer bestimmten Art und Weise zu definieren.

Die Freiwilligen erfahren sich weit mehr als Hilfebedürftige, als es ihnen häufig lieb ist und als es ihren eigenen und den von den Mitarbeiter*innen in sie gesteckten Erwartungen als Helfende entspricht (S. 224). Ein „Tabuthema“, das außerdem über allem zu schweben scheint, ist die Kategorie „race“ mit ihren Substituten „nation“ oder „kultur“, die in Interaktionen aber nur sehr selten explizit zum Thema wird. Insgesamt entstehen recht stabile Differenzlinien zwischen „wir“ und „die Anderen“ in Form von „Freiwillige/MitarbeiterInnen mit untrennbarer Zuschreibung: Weiße/Schwarze, Deutsche/Tansanier, EuropäerInnen/AfrikanerInnen, jung/ alt und auch männlich/weiblich“

(S. 226). Diese sind nach Christine Krüger nur vor dem Hintergrund des Einbezugs der kolonialen Vergangenheit in die Analyse wirklich zu verstehen.

Gleichzeitig erscheinen die vorgefundenen Interaktionen allerdings weit komplexer als es die oben aufgeführte Kategorisierung vermuten lässt. Christine Krüger argumentiert daher, dass in der Reflexion von Handlungen „eher starre Konstruktionen und Differenzkategorien“ genutzt werden, wobei sich diese in der Praxis flexibler und dehnbarer, weil auch unklarer zeigen. Vor dem Hintergrund der praktischen Uneindeutigkeit dieser Differenzkategorien ermöglicht die Komplexität des Handlungsgeschehens auch praktische „Annäherungen“ unter den Akteur*innen im Dazwischen. Die Kategorien bleiben aber dennoch der handlungsstiftende Rahmen.

Neben der Erfahrung einer „Fremdheit im Miteinander“ stellt Christine Krüger eine weitere prägende Erfahrung fest: „Es ist die Erfahrung von Kontinzenz“ (S. 232). Das betrifft die eigenen Lebenserfahrungen, die eigenen und die vorgefundenen Ordnungen wie auch das Thema „Fremdheit“, das nicht als Zustand gesehen werden kann, sondern als „eine Wahrnehmung, die veränderbar ist und von den Akteur*innen gestaltet werden kann“ (S. 232) und muss. Insofern hebt Christine Krüger diese Art der internationalen Freiwilligendienste als Räume des sozialen Lernens aller Beteiligten hervor. Diese Räume sind widersprüchlich und „von komplexen Konfliktlinien“ (S. 233) gezeichnet, für deren Verständnis Kolonialgeschichte

und deren Aktualität unverzichtbar sind und in denen gegenseitige Fremdheit als Konstruktion und nicht als gegeben zu verstehen ist.

Christine Krüger legt eine aus meiner Sicht sehr aufschlussreiche ethnographische Studie vor. Dabei ist es besonders interessant, dass sie die Erkenntnisse aus ihrer Studie nicht nur auf den Ausdruck von Interaktionen bezieht, die im Kontext von *weltwärts* stattfinden sondern vielmehr von einem allgemeinen Verständnis der Abläufe in alltäglichen Situationen ausgeht. Dies eröffnet ihr einen erhellenden Blick auf die Handlungsabläufe innerhalb des von ihr untersuchten Feldes und darauf, wie Freiwillige als spezifische Freiwillige und Mitarbeiter*innen als spezifische Mitarbeiter*innen hergestellt werden, die sich gegenseitig auch deshalb fremd sind, weil sie sich fremd sein müssen. Die Akteur*innen investieren somit in eine gegenseitige kulturalisierte und rassialisierte Fremdheit und tun dies, weil ihnen der strukturelle Rahmen, in dem sie sich bewegen, diese Art der Differenzbeschreibung nahelegt. Die Hervorhebung der Konstruktion gegenseitiger Fremdheit und ihr mikrosoziologisches Aufspüren unter Rekurs auf vorherrschende Diskurse stellt ein wichtiges und innovatives Ergebnis ihrer Forschung dar.

Kritisch ist anzumerken, dass die Diskussion postkolonialer Bezüge ebenso wie die Diskussion poststrukturalistischer Identitätskonzepte – zwischen beiden besteht eine große Nähe – recht kurz ausfällt und in Hinsicht auf Identität eher als Rekurs auf eine postmoderne

Vielfalt denn auf ein politisches Konzept von Identität hinausläuft. Dies geschieht obwohl explizit auf Stuart Halls Verständnis von Identität rekurriert wird, welcher Identität politisch versteht. Eine weitere theoretische Diskussion postkolonialer Identitätsverständnisse und ihr Anschluss an mikrosoziologische Perspektiven erscheint mir aber gerade auch mit Blick auf ihre Forschung und ihr Erkenntnisinteresse sehr vielversprechend zu sein. Dies, weil das von Christine Krüger favorisierte Subjektverständnis, in dem das Subjekt in der Lage ist, „gesellschaftliche Erwartungen kritisch zu prüfen und seiner eigenen Persönlichkeit entsprechend diese zu verhandeln“ (S. 57) aus dieser Perspektive zumindest weiter erkläungsbedürftig bleibt.

Hinsichtlich des Aufbaus der Analyse ihrer Untersuchung stellt sich mir die Frage, warum nur gegenseitige Wahrnehmungen zwischen Freiwilligen und Mitarbeiter*innen in den Fokus rücken und nicht auch solche zwischen Freiwilligen und Freiwilligen sowie Mitarbeiter*innen und Mitarbeiter*innen. Wie stellen diese ihre Beziehungen zueinander her? Wie wird hier die allgemeine Fremdheit, die nach Christine Krüger ja Merkmal von Alltagssituationen ist - bspw. im Sinne der Herstellung von Gemeinsamkeit aber auch von spezifischen weiteren Differenzen - bearbeitet?

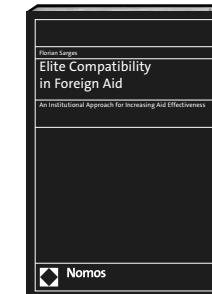
Interessant wäre auch gewesen, etwas (mehr) über die genauen Fragen und Leitfragen, die Teil der episodischen Interviews und der Expert*inneninterviews gewesen sind,

zu erfahren, um das spezifische Vorwissen und Erkenntnisinteresse besser nachvollziehen zu können.

Bei Christine Krügers Studie handelt es sich um eine wichtige und empfehlenswerte Lektüre, nicht nur für all jene, die wissenschaftlich am Thema interessiert sind, sondern auch für alle, die mehr über die Komplexität der Herstellung (und Unmöglichkeit der Nicht-Herstellung) von Fremdheit in Alltagssituatoren unter Einfluss postkolonialer Strukturen und Diskurse erfahren wollen und beispielsweise ihre eigene Praxis vor diesem Hintergrund reflektieren möchten.

Manuel Peters

Akademischer Mitarbeiter im Fachgebiet Interkulturalität an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg. Lehr- und Forschungsinteressen in Cultural Studies, Postcolonial Studies, Critical Heritage Studies und kritischer Migrationsforschung.
peters@b-tu.de



Sarges

Elite Compatibility in Foreign Aid

An Institutional Approach for Increasing Aid Effectiveness

2017, 351 S., brosch., 74,- €

ISBN 978-3-8487-3720-8

eISBN 978-3-8452-8015-8

nomos-shop.de/28860

Elitenkompatibilität ist ein Ansatz, der sich aus dem aktuellen Institutionen-Diskurs in der Entwicklungszusammenarbeit (EZ) ableitet: Er bezeichnet die Anreizkompatibilität eines EZ-Projektdesigns mit den Interessen der Eliten im Empfängerland. Die hohe Relevanz wird mit Daten von EuropeAid gezeigt.



Nomos